



Ein Blatt aus dem Lebensbuche des Fürsten Reichskanzlers.

Um die Mitternachtsstunde des 26. Januar 1871 war vor Paris nach dreißigtägigem unausgesetztem Bombardement der letzte Kanonenschuß gefallen; sein Nachklang verhallte in den neuen Tag hinein. In dem furchtbaren Völkerkriege trat eine Pause ein; dieselbe dehnte sich unter vermittelnden Bemühungen von beiden Seiten zu einer „Waffenruhe“ aus, und am 28. Januar kam es zum Abschluß der sogenannten „Konvention von Versailles“, die sämtliche Forts von Paris in deutsche Hand lieferte und die französische

Bezagung zu Kriegsgefangenen machte. Ein 21tägiger „Waffenstillstand“ sollte Frankreich die Möglichkeit gewähren, eine Nationalversammlung nach einer der großen Provinzialstädte zu berufen und sich nach deren Beschluß in aller Ruhe eine neue Regierung zu geben, deren Aufgabe es sein würde, mit Deutschland einen definitiven Frieden zu vereinbaren. —

Die Lage der Dinge drängte zu äußerster Eile. Am 12. Februar trat die Nationalversammlung in Bordeaux zusammen, entband den bisherigen Diktator Gambetta seiner Fun-

tionen und wählte (am 17.) den um Frankreich wohlverdienten klarsichtigen und energischen Adolph Thiers zum „Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik“; am 19. reiste dieser in Gesellschaft seines Ministers des Auswärtigen, Jules Favre, nach Versailles ab, um in die Friedensverhandlungen mit dem Grafen Bismarck einzutreten.

Der Reichskanzler präzisirte im Namen seines Kaisers und Königs die Forderungen Deutschlands kurz und bündig dahin: Frankreich tritt den Elsaß mit Belfort, die Stadt und



Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Die Friedensverhandlungen in Versailles. Originalgemälde von Carl Wagner.

Festung Metz, ferner einen Teil von Lothringen ab und zahlt 6 Milliarden Kriegsschädigung! — Die beiden Franzosen waren entsetzt, außer sich, und geberdeten sich, als sei damit der Ruin Frankreichs für alle Zeit ausgesprochen. Ihre Klagen, ihre exaltierten Rufe, ihr Markten und Feilschen, ihre langatmigen Darlegungen in unerhörtem Wortschwall stellten die Geduld des Kanzlers, der sich bewußt war, nur dasjenige verlangt zu haben, was zur Sicherung und Schadloshaltung Deutschlands absolut unerlässlich, auf eine harte Probe. Seine entschiedene Natur litt unter der Flut französischer Phrasen empfindlich. Dennoch entzog er sich einer nochmaligen Vermittelung zwischen den leidenschaftlichen Bitten der Franzosen und der Güte seines erhabenen Herrn nicht, und auf seine Verwendung und das Votum des Grafen Moltke hin ermäßigte der Kaiser die Geldforderung um 1000 Millionen Francs und überließ Frankreich auch jene Festung, an der ihre ganze Seele hing, Belfort. Aber selbst hiermit befriedigte er die franzö-

fischen Unterhändler nicht, und als er endlich die Ansprüche Deutschlands noch einmal kurz resümierte und bezüglich der Geldentschädigung den nach dem erwähnten Abschrich noch verbleibenden Rest von fünf Milliarden als unerschütterliches Minimum deutscher Forderung hinstellte, vergaß sich der leidenschaftliche kleine Thiers so weit, wie ein Verzweifelter auszurufen: „C'est une spoliation véritable! C'est une violation!“ (Das ist ein förmlicher Raub! Eine Niedrigkeit!) — Einen Augenblick herrschte auf diesen unbesonnenen Ausschrei, vor dem selbst Jules Favre aufs heftigste erschrak, Stille im Gemach; dann erhob sich der deutsche Kanzler von seinem Sitz, und zu ganzer Größe aufgerichtet sprach er, den kleinen in den Stuhl zusammengesunkenen Chef der französischen Exekutivgewalt mit blitzenden Augen messend, eiskalten Tones: „Ich bedauere, aus dieser mir unverständlichen Äußerung erkennen zu müssen, daß ich des Französischen doch nicht genügend mächtig bin, um die Verhandlungen so weiter zu führen. Von

jetzt an werde ich Deutsch mit Ihnen reden, meine Herren!“ — Und in deutscher Sprache fortjährend, sprach er mit einer Wucht, die die Hörer erbeben ließ: „Unsere Forderung ist ein Ultimatum! Sie müssen dasselbe annehmen oder ablehnen. Entscheiden Sie sich! Ich bin am Ende!“ — Der Widerstand der Franzosen brach vor diesen schwertschärften Worten haltungslos zusammen. Sie begriffen, daß hier mit leidenschaftlich patriotischen Worten nichts mehr auszurichten sei. Nur einen Einwurf wagte Herr Thiers noch: „Er besorge, daß Deutschlands allzustrenge Forderung die Gefahr eines dereinstigen neuen Krieges seitens der Franzosen heraufbeschwören werde.“ „Das ist unsere Sache dann,“ entgegnete kalt der Kanzler; „und wir werden Sorge tragen, nicht überumpelt zu werden.“ Damit schloß die Verhandlung. Noch an selbigem Tage erfolgte die Einigung über sämtliche Artikel des Präliminarfriedens. Der Krieg war zu Ende! L. J.

Die Wasser der Tiefe.

Eine Bergmannsgeschichte von U. Oskar Klausmann.



Durch den taufriichen Morgen schreitet von dem Bergwerks-etablissement her, das mit seinen dunklen Gebäuden ernt von der Anhöhe herab blickt, ein junger Mann dem

Dörfchen zu, das im Thale liegt, umkränzt von dichten Lindengruppen. Die Sonne leuchtet so warm, daß sich vor ihren Strahlen nicht nur die Blumenfelde, sondern auch die Menschenherzen öffnen, zumal das Herz des Menschen, der soeben stundenlang die Finsternis und dumpfe Schwüle des Bergwerksinnern hatte ertragen müssen. O wie schön ist diese Sonne, wie schön ist die Welt, die sie bescheint, wenn wir emporsteigen aus der Tiefe der Erde, in der Grauen und Schreden uns umgaben! Wie empfinden wir die schöne Bedeutung des Wortes „Himmelslicht“, wenn wir in diesem Lichte wieder atmen, frei und unbeengt! Mit einstimmen möchten wir in den Verheerungen, der vom blauen Äther zu uns herniedertönt, und willig öffnen sich alle Sinne, um die Herrlichkeiten des sonnenstrahlenden Frühlingmorgens aufzunehmen. Der junge Bergmann, an dessen Grubenkleidung wir den Beamten erkennen, hat eine Nacht im Bergwerk verbracht, die Arbeit beaufsichtigend, mit dem Kompaß die Richtung suchend, in welcher die Haupt- und Quer-Stollen weiter zu treiben sind, mit Sorgfalt darüber wachend, daß die furchtbaren Elementarkräfte, denen der Bergmann die Schätze des Erdinnern abringt, sich nicht entfesseln und Arbeitsstelle und Arbeiter vernichten. Das Bewußtsein treu erfüllter Pflichten bringt Freudigkeit in das Herz des Mannes, der trotz seiner Jugend ernst ist, wie der Beruf, den er erwählte. Aber noch ein anderes Etwas läßt sein Herz höher schlagen, läßt ihn seine Schritte beschleunigen, je mehr er sich dem Dörfchen nähert, an dessen Eingang in dem mit Linden bestandenen Gärtchen ein einfaches weißes Häuschen liegt. Es zeigt nur ein Erdgeschöß mit kleinen Giebelräumen darüber, die Fenster sind klein und die Hausthür niedrig, aber der wilde Wein rankt sich an der weißgetünchten Mauer reizvoll empor und umkränzt die Fenster, deren Scheiben so klar blinken, wie die Augen eines Kindes, das neugierig in die Welt hinausblickt. Als der junge Bergmann das Gartengitter öffnet und dieses geräuschvoll klinkt, erscheint an einem der kleinen Parterrefenster ein Mädchenkopf, der dem Eintretenden zunickt und mit Lächeln seinen Gruß erwidert. Dann verschwindet der Mädchenkopf mit den leuchtenden blonden Flechten vom Fenster, und als der Eintretende die Hausthür öffnet, hört er eine helle Mädchenstimme rufen: „Mütterchen, Bernhard kommt!“ Zwei Frauengestalten treten ihm im Zimmer entgegen. Die Mutter im weißen Haar, die den Sohn mit erster Feierlichkeit begrüßt, denn sie betrachtet ihn jedesmal als ihr neu-

geschenkt, wenn er aus dem Bergwerk und dessen Gefahren zurückkehrt, denen Bernhards Vater in der Blüte seiner Jahre zum Opfer fiel. Es grüßen ihn ferner schelmische Mädchenaugen, die der Jugendgespielin, die als arme Bergmannswaise im Hause aufgenommen wurde und mit Bernhard wie eine Schwester aufgewachsen ist. Es grüßt ihn das saubere Zimmer mit den weißen Dielen des Fußbodens, mit den hellen Kattunvorhängen an den Fenstern, mit den alten ehrwürdigen Möbeln, mit all dem Zauber, den allein das „Haus“ besitzt. Der kräftige Körper Bernhards bedarf nur weniger Stunden Ruhe am Nachmittag, um sich für den Nachtdienst zu erholen, den Vormittag widmet er auch bei solchem Dienst den Seinen. Ja es sind die Seinen! Und sie sollen es bleiben! Das Heim in dem kleinen Häuschen und die beiden Frauen, die darin walten, sind die ganze Welt des jungen Mannes, der für alle Schätze sein Glück nicht hingeben möchte, schon deshalb, weil er in seiner anspruchslosen Genügsamkeit die Schätze dieser Welt nicht kennt. Aber vergessen wir eine Person nicht, die noch zu seinem Glück gehört: sein Freund Franz. Ein edles Herz, wie das Bernhards, kann sich der Freundschaft nicht verschließen, die ihn an den Jugend- und Berufsgenossen kettet. Und doch hat er vor diesem Freunde ein Geheimnis, das allerdings auch keine andere Menschenseele mit ihm teilt: das Geheimnis der Liebe zu Mathilde, der Jugendgespielin und „Halbschwester“. Dieses Geheimnis ist für Bernhard so zart, so heilig, so beglückend, daß er es am liebsten vor sich selbst verbergen möchte. Vielleicht bewahrt er es so ängstlich, weil es so neu ist. Ja er weiß es erst seit ganz kurzer Zeit, daß er Mathilde liebt, und wie sehr er sie liebt! Er hat mit der Neigung an ihr gehangen, die Geschwister mit einander verbindet, bis er vor einem Jahre zum letzten Kursus der Bergschule einberufen wurde. Nach diesem Jahre der Trennung erkannte er, im Augenblick des Wiedersehens, was ihm Mathilde geworden war. Sein Weib sollte sie werden, sobald seine Beamtenstellung sich gebessert hatte, und das mußte in kürzester Zeit geschehen, denn alle Vorgesetzten schätzten und förderten den strebsamen, pflichtgetreuen jungen Mann. Mit klopfendem Herzen dachte er an den Augenblick, in welchem er vor Mutter und Geliebte treten würde, um ihnen sein Geheimnis zu enthüllen, um ihnen mitzuteilen, daß nichts im Leben sie trennen, daß gemeinsames Glück sie ferner vereinen sollte. Daß das Mädchen, das bisher als Schwester neben ihm einhergegangen, nicht mit Freuden dazu bereit sein würde, fortan sein Weib zu sein, daran dachte sein schlichtes Herz nicht. Wußte er denn nicht, daß sie ihn liebte? Vielleicht war etwas Egoismus in seinem Geheimnis und in der ganzen Art über seine Liebe zu denken, aber alle Liebenden denken sehr egoistisch. Bernhard steht an das Fenster seines Stübchens gelehnt und blickt in den Garten hinab, in welchem der Frühling Knospen und Blüten treibt, wie die Liebe in seinem Herzen. Eine sanfte Hand legt sich auf seine Schulter. Bernhard ergreift die Hand der Mutter und küßt sie zärtlich. „Was führt dich zu mir zu so ungewohnter Stunde?“ fragt er dann, mit leuchtenden Blicken die geliebte Mutter betrachtend. „Eine glückliche Nachricht! Bernhard, mein geliebter Sohn, du weißt wie ich dich liebe, daß mir aber auch Mathilde lieb wie eine Tochter ist. Sie harret unten deiner, um deine Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Sie hat es mir gestanden, daß ihr Glück erst vollständig sein kann, nachdem du, der Bruder, es gebilligt hast!“ „Das Glück?“ „Wie blind ihr Männer doch seid! Ja mein Bernhard. Wie wirst du dich freuen — dein bester Freund und deine Schwester! Während du fort warst und Franz auf deinen Wunsch unser Hüter und Beschützer war, fanden sich die Herzen. Gestern Abend haben Franz und Mathilde sich verlobt! Nun laß ich dich allein mit dieser Überraschung. Aber vergiß nicht, daß das verschämte Bräutchen deine Glückwünsche erwartet!“ Das Sonnenlicht ist verlöscht, das Firmament ist eingestürzt, Tod und Ede rings umher! Aus der Ferne tönt es wie Brausen, wie rasendes Glockenläuten in dem Gehirn des jungen Menschen, dessen Herz soeben mit leisem Bebelaut in Stücke sprang. Noch immer steht Bernhard mit stierem Blick an den Tisch gelehnt, der Mutter nachblickend, die lächelnd das Zimmer verlassen hat. Verloren! . . . Verloren! . . . Verloren! . . .

Die Tropfen fallen klingend vom Gestein! Ihr melodisches Klippflapp hallt durch die Gänge und Galerien des Bergwerks, und in der Finsternis klingen diese Töne bald wie Klagen, bald wie Jubel. Ein Achzen und Stöhnen mischt sich des Öftern in das Klingen der Tropfen. Es sind die mächtigen Rundhölzer, die die Decke der Stollen tragen und unter der fürchterlichen Last erbeben und ertönen. Ein geheimnisvolles Knistern und Rascheln dringt aus den Wänden der Stollen. „Das Gebirge setzt sich!“ sagt der Bergmann. Aber trotz dieser Erklärung kann man an allerlei Geheimnisse glauben, die sich hinter den dunklen Wänden vollziehen, an das Treiben der Berggeister, an das Arbeiten der Kobolde. In einem grottenartigen Ausblich scheint röthliches Licht. Eine große Bergmannslampe ist mit dem Haken in die schwarze Steinfohlenwand gespießt, und ihr roter Schein flimmert über die schwarze Decke, die Wände und den feuchten Boden, hier und dort läßt er die silber- und goldglänzenden Blättchen des Schwefelkieses aufleuchten, und wenn die Flamme still steht, wie um sich zu neuen Schwankungen zu erholen, fällt ihr Licht auf den Mann, der unter ihr sitzt, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick zu Boden gerichtet, als suche er dort nach einem Schatz, nach einem Zauber. Ja, er bedarf eines Zaubers! Den Zauber des Vergessens möchte er gewinnen, vergessen möchte er, daß viele hundert Fuß über ihm die lachende, grünelnde, sonnenbeschiene Erdoberfläche sich befindet, daß auf dieser Erdoberfläche Menschen wohnen mit Sinnen und Trachten, Fühlen und Denken, Liebe und Haß. Er hebt den Kopf, so daß das Licht auf sein junges Gesicht fällt, er wirft die Arme in die Luft und saßt krampfhaft nach seinem Herzen. Dort ist das Leiden, dort naht das Weh: die Qualen der Eifersucht, der verschmähten Liebe. Die Tropfen fallen klingend vom Gestein. Ihre eintönige Melodie klingt wieder in den Ohren Bernhards, der die Einsamkeit der Tiefe aufgesucht hat, um sich mit seinem Schmerz zu verbergen. Die Melodie klingt wieder und verwandelt sich in den Sang einer hellen Mädchenstimme, und Bernhard sieht sich in dem traulichen Stübchen mit den hellen Vorhängen, wo am Fenster die greise Mutter im Lehnstuhl und das Töchterchen an dem Spinet sitzt und zu den harfenartigen Klängen desselben singt. Er sieht sich selbst gegenüberstehen der alten Frau und gleich ihr den Klängen lauschen in Wehmut und in Liebe. Aber bei der alten Frau ist es die Liebe zum Kinde, zur Tochter, bei ihm ist es die erste, glühende Liebe des Jünglingsherzens! Stumm wie die Liebe ist auch Bernhards Schmerz. Aber es litt ihn nicht über der Erde. Hier hat er sich verborgen fernab von dem Arbeitsgeräusch, im östlichen Felde. Er hat die Arbeiter revidiert, dann ist er halb unbewußt durch die langen einsamen Strecken, in denen sein Schritt auf den Laufbrettern, unter denen schäumend die Grubenwasser dahinjohsen, erlangt, so daß er donnerndes Echo weckte, bis in diese verlassene Abteilung des Bergwerks gewandert, die schon seit Monaten keines Menschen Fuß betrat. Seit Stunden hat er hier gejeffen und alle Leidenschaften haben sein Inneres durchwühlt: Haß gegen den Nebenbuhler, gegen den beglückten, Gefühl der Rache und des ohnmächtigen Jornes gegen den Verräter, der sich seinen Freund nannte, Selbstanklagen über sein Schweigen, Wehmut und das bittere Gefühl, das ein verschmähtes Herz empfindet. Der Widerhall nahender Schritte schreckt den Einsamen auf. Wer kommt um diese Zeit in den verlassenen Teil des Bergwerks? Von dem Gang her, der in die Grotte mündet, kommt die flackernde Rote einer Lampe näher. Man hört einen hastigen Schritt auf dem Laufbrett, das feste Aufsetzen des Bergmannsstockens, mit dem der Nahende im Vorschreiten sich sichert. Jetzt steht der Nahende vor Bernhard, welcher aufspringt, erstaut und erschreckt zugleich. „Franz!“ ruft er und betrachtet verwirrt den Freund, Genossen und — Nebenbuhler, ihn, den Beglückten. „Was thust du hier?“ „Ich suchte dich und danke Gott, daß ich dich gefunden! Wie kamst du hier sitzen und träumen! Um des Himmels willen eile dich! Weißt du denn nicht, was geschehen ist?“ „Was ist geschehen?“ fragt Bernhard ziemlich teilnahmslos. „Der Ventilkasten der großen Wasserhaltungsmaschine ist gebrochen. Auch der Saugsaß der kleineren Maschine ist dadurch verstopft. Die Maschinen können nicht mehr arbeiten und das Wasser steigt mit furchtbarer Schnelligkeit im Bergwerk. Alle Arbeiter sind bereits ausgefahren, wir werden die allerletzten sein!“ „Und du kamst, um mich zu warnen,“ sagt Bernhard, „Du dachtest an mich?“

„Natürlich! was soll diese Frage? Ist es nicht meine Pflicht? Aber halte dich nicht auf. Ich weiß nicht, was mit dir geschehen ist, Mensch. Seit einigen Tagen bist du wie verwandelt. Komm, laß uns zurückeilen, du weißt, mit unsern Wassern ist nicht zu spaßen. Sie steigen meterhoch in kurzer Zeit. Nimm deine Lampe und komm herunter zur Grundstrecke, damit wir zum Schacht kommen, es ist wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren.“

„Ich komme,“ entgegnete Bernhard. Er nimmt seine Lampe von der Wand und folgt dem vorausschreitenden Genossen. Franz geht rasch, als gelte es einem Gegner zuvorkommen. Teilnahmslos folgt ihm der Freund, und doch, wer hinter diesem gegangen wäre, hätte gesehen, wie einen Augenblick lang sein Bergmannsstock mit der spitzen, eisernen, kleinen Reithaue, die ihm als Griff diente, drohend über dem Haupte des Freundes schwebte, als wolle er ihn heimtückisch von hinten niederschlagen. Doch nur einen Augenblick hatte diese Bewegung gedauert, dann war die Hand kraftlos heruntergesunken und Bernhard selbst mehr und mehr zurückgeblieben.

Plötzlich macht Franz Halt. „Bernhard, wir sind zu spät gekommen. Sieh hier das Wasser, das bereits um unsere Füße rieselt. Wir können nicht über den Bergberg hinauf, die Grundstrecke ist überflutet. Wir sind abgeschnitten!“

„Und du fürchtest für dein Leben!“ sagt Bernhard bitter.

„Soll ich es nicht? Ich fürchte nicht für mein Leben allein, auch für das deine. Aber noch ist nichts verloren. Wir wollen kehrt machen und zusehen, ob wir nicht den Querschlag nach dem neuen Grubenfeld hinüber gewinnen können! dort bietet der Holzhangschacht noch einen Ausweg.“

Auch dieser Ausgang zeigt sich bereits versperrt. Die unterirdischen Wasser dringen unablässig aus den Klüften und Spalten des Bergwerks hervor, sich murrend in die Strecke ergießend. Die Abgeschnittenen wechseln einen stummen Blick, dann gehen sie langsam die schiefe, ziemlich steil ansteigende Ebene des Bergberges hinauf und setzen sich auf mächtigen Kohlenstücken nieder.

Sie wechseln kein Wort. Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die Situation eine sehr ernste. Sie ist noch nicht absolut hoffnungslos, aber wer weiß, wie lange es dauert, bis die Wasserhaltungsmaschinen wieder soweit hergestellt sind, daß sie ihre Arbeit thun und das in der Grube angestaute Wasser abziehen können. Die beiden kennen das Bergwerk und wissen, daß das Wasser zuerst sehr rasch, dann aber nur zollweise steigt, sie wissen auch, daß es Punkte giebt, welche so hoch liegen, daß kaum anzunehmen ist, daß das Wasser bis zu ihnen emporsteigen könne. In einer Rettung brauchen sie deshalb noch nicht zu verzweifeln. Allerdings kann ihnen dieselbe erst gebracht werden, nachdem die Wasser durch die Maschinen abgezogen sind. Wie lange kann dies dauern? Das ist die Frage. Wenn die Reparaturen nicht sehr rasch hergestellt werden, mögen acht Tage vergehen, ehe die beiden da unten Abgeschnittenen die Strecke wieder passieren können. Nahrungsmittel führen sie nicht bei sich. Jeder hat nur eine gefüllte große Grubenlampe mit sich.

Es wird die eine dieser Lampen verloscht, um den Inhalt zu sparen, und die Flamme der andern so klein wie möglich gehalten. Mit mattem, unsicherm Schein erleuchtet sie gespannt die wild umherliegenden, mächtigen Kohlenstücke, und die beiden Männer, welche stumm auf ihnen sitzen.

Aus weiter Ferne erklingt hin und wieder ein Ton wie das Murren und Plätschern eines Baches. Es ist das Wasser, das sich mehr und mehr in den Strecken staut und in weitere Teile des Bergwerks ergießt.

Nach drei Stunden unspült es bereits plätschernd die Füße der beiden Vereinten. Bernhard und Franz nehmen die Lampen mit sich und steigen weiter hinauf. In der nächst höheren Galerie werfen sie sich auf den harten Stein nieder. Die Müdigkeit macht sich bei ihnen überwältigend geltend und beide schlafen ein.

Das Gefühl der Feuchtigkeit läßt sie erwachen. Das Wasser hat sie auch hier erreicht und schreckt sie von ihrem harten Lager empor.

Die Flut ist viel schneller gestiegen, als sie erwarteten. An ihren Uhren sehen sie, daß sie nur ungefähr vier Stunden geschlafen haben. Sie brechen auf, um die nächste, höher gelegene Galerie zu erreichen und finden den Weg dahin — abgeschnitten. Dort ist in dem verlassenem Teil des Bergwerks ein Pfeiler zu Bruch gegangen und hat den Fliehenden den Weg versperrt. Sie orientieren sich so rasch wie möglich und entdecken seitwärts einen etwas höher gelegenen Ausstieg, zu dem eine feste Fahrt (Leiter) von wenigen Sprossen emporführt.

Sie schwingen sich hinauf und sehen sich in einer Halle von mäßigen Dimensionen, die für sie den letzten Zufluchtsort bedeutet. Sie sind noch nicht verzweifelt, denn sie hoffen immer noch, das rasche Steigen des Wassers werde nachlassen.

Der Hunger machte sich wütend bei ihnen geltend, aber er wird müthig ertragen. Die schlechte Luft, die im Bergwerk entstanden ist, seitdem das Wasser den freien Wetterwechsel durch die Strecken verhinderte, verursacht ihnen Kopfschmerz und versetzt sie in eine Art Betäubung. Sie legen sich nieder und schlafen abermals ein.

Als sie erwachen, sind ihre Uhren stehen geblieben. Sie wissen nicht, wie lange sie geruht, ob über der Erde Tag oder Nacht ist, sie merken nur,

daß das Wasser wie ein Dämon, der seine Opfer nicht entlassen lassen will, wiederum gestiegen ist und fast den Rand ihres letzten Zufluchtsortes erreicht hat. Nur noch die oberste Sprosse der „Fahrt“ sieht aus der Flut hervor. Wenig haben sie bisher miteinander gesprochen. Tröstliches können sie sich ja nicht mitteilen.

Stetig wächst das Wasser. . . . Es steigt, unabänderlichen Naturgesetzen folgend, es erreicht den Rand des Ausstiegs, es plätschert um die Füße der Verlassenen.

„Bernhard,“ sagt Franz fast tonlos, „wir sind verloren. Laß uns zusammen beten. In wenigen Stunden kann alles vorüber sein. Das Steigen des Wassers hört nicht auf. Ertrinken wir nicht, so müssen wir ersticken, wenn die Luft hier verbraucht ist. Laß uns beten.“

„Halt ein!“ sagt Bernhard und richtet sich auf mit so fürchterlichem Gesicht, daß Franz erbebt, weil er glaubt, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben. „Ich kann nicht mit dir zusammen beten, bevor du nicht alles weißt. Ich liebe Mathilde, ich liebe sie und sie ahnte nichts! Sie hat dich gewählt, und ich bin verzweifelt an der Menschheit und an Gott. Ich habe dich gehaßt, Franz, ich war nahe daran, dich zu töten. Jetzt ist alles vorüber. Wir werden sterben, sie soll keinem von uns gehören. Und doch, wenn es noch eine Möglichkeit der Rettung gäbe, ich würde sie dir gönnen. Du bist besser als ich. In den Stunden, die wir hier bisher verbracht haben, ist es mir klar geworden, daß ich der Liebe dieses Weibes nicht würdig gewesen wäre. Du warst mein Freund. Du gehst zugrunde, weil du kamst, um mich zu warnen. Deine Schuld war es nicht, daß ich zu Mathilde nie von Liebe sprach, und was kannst du dafür, daß sie dich liebt und nicht mich. Und doch haßte ich dich, doch fluchte ich dir! Franz, vergieb mir.“

Stumm wirft sich Franz an die Brust des Freundes. „Ich habe dir nichts zu vergeben.“

Dann knien sie nieder, und sich umschlungen haltend sprechen sie ein Gebet.

Sie beten nicht um Rettung, sondern um einen raschen Tod.

Sie haben mit dem Leben abgeschlossen und hoffen nur, daß ihre Todesqual nicht allzulange dauern wird. Und doch ist die Lebenslust in diesen jungen Menschen nicht erloschen. Sie könnten ja dem fürchterlichen Warten ein rasches Ende bereiten, indem sie sich in die Flut, die unterhalb des Ausstiegs murrend, hinabstürzten und so freiwillig den Tod suchten.

Aber sie bleiben stehen, sie fühlen das Wasser um ihre Kniee, sie fühlen, wie es wächst, wie es zollweise an ihrem Körper emporsteigt, wie ein Ungeheuer, das seine Opfer langsam verschlingt.

In der zweiten Lampe ist nur noch ein Rest von Öl. Ihre Flamme ist klein und unsicher, sie knistert und bald droht sie zu verlöschen. Verzweifelt läßt Bernhard noch einmal die Blicke durch den Raum gleiten, in dem sie ihr Ende finden sollen.

Er entdeckt in einer Ecke einen übermannshohen spitzen Kohlenblock, der bei den Aufräumungsarbeiten wohl vergessen und nicht fortgeschafft worden ist, weil er zu groß war.

„Franz,“ sagt er mit bebender Stimme, „steig dort hinauf. Für zwei giebt es keinen Platz, aber einer kann sich da oben halten. Das Wasser steigt noch immer, aber doch langsamer als vorher. Lebe wohl, Franz, steig du hinauf, vielleicht wirst du gerettet.“

„Ich will mit dir gerettet werden oder sterben,“ sagt der andere. „Sprich mir nicht von meiner Rettung allein. Was weckst du unnütze Hoffnungen in mir? Es giebt keine Rettung mehr!“

„Franz, ich bitte dich um des Weibes willen, das wir beide lieben, mach den Versuch, dich dort hinauf zu retten. Laß mich hier, und ich schwöre dir, wenn ich sterbe, so ist es ein Glück für mich. Ich wünsche mir den Tod. Aber wenn du stirbst, wird es auch ihr Tod sein. Sie wird dem Gram erliegen. Mathilde wird vor Kummer sterben, Mathilde, die ich über alles liebe. Du es um meinetwillen, Franz, in wenigen Augenblicken verlischt das Licht.“

Statt aller Antwort umschlingt Franz den Freund fester und legt seinen Kopf an seine Schulter. Das Wasser ist ihnen fast bis über die Brust gestiegen, noch wenige Minuten und es wird vorüber sein.

Schwerer werden die Atemzüge. Der Druck des Wassers

auf den Körper, die schwere, stickige Luft machen das Atmen fast unmöglich.

Das Wasser rauscht und gurgelt lauter als vorher.

Da klingt an das Ohr der beiden, die Gebete flüsternd den Tod erwartend, ein eigentümlicher, dumpfer, langgezogener Ton.

Er scheint aus dem Wasser herauszudringen, er klingt wie das Stöhnen eines Niesen.

Sie wissen beide, was dieser Ton bedeutet. Es ist das Brausen der großen, vielhundertpferdekraftigen Wasserhaltungsmaschine, die wieder in Gang gebracht ist, und jedesmal, wenn sich dieser Ton wiederholt, ist er das Zeichen, daß der Kolben in den ungeheuerlichen Drucksaß einen neuen „Hub“ gemacht hat.

Das Wasser steigt nicht weiter! . . . Nach ungefähr zwei Stunden ist es so weit gefallen, daß es nur noch um die Kniee der Unglücklichen spielt.

Eine Stunde später hat es sich aus dem Ausstieg zurückgezogen. Dann aber brechen die beiden, überwältigt von Seelenpein, Müdigkeit und Erkältung, zusammen. Man hört nur die Stimmen, welche wirre Fieberphantasieen durcheinanderschreien.

Als nach zwei Tagen das Bergwerk wieder betreten werden kann, findet man zwei Bewußtlose, im Fieber redende: die beiden jungen Steiger, die man vermißte und die man kaum mehr lebend zu finden gehofft.

Lange Wochen schweben beide trotz sorgsamster Pflege zwischen Leben und Tod.

Bernhard erholt sich zuerst. Als Franz so weit genesen war, daß er wieder Interesse am Leben haben konnte, erhielt er einen Brief Bernhards:

„Ich verlasse Gegend und Heimat, damit ihr, du und Mathilde, nicht fürchten sollt, euer Glück könnte mich betrüben. Meinen Segen über dich und Mathilde! Du bist ihrer wert. Werdet so außerordentlich glücklich, wie ihr es beide verdient. Ich bin nicht unglücklich. Es giebt auch ein Glück der Enttägung. Meine geliebte Mutter billigt meinen Schritt! . . .“

Kaiser Franz Josef auf der Fuchsjagd.

Horch! Was ist das für ein langgezogener trompetenartiger Ton, der plötzlich an das Ohr des dem gräflichen Schlosse auf seinem Doppelpony zutretenden Reiters schallt. Näher und näher tönt er in kurzen Zwischenpausen, hier und dort unterbrochen durch laut und schallend anschlagende Hundestimmen. Das muß das Geläut der Fuchsmenge sein, die Seine Excellenz Graf Johann von Larisch-Wönisch auf seinem nahegelegenen Herrensitze Freistadt unterhält; und da heute keiner jener festen Jagdtage ist, die stets eine große Anziehungskraft auf die gesamte Nachbarschaft ausüben, so hat vielleicht das prächtige Herbstwetter den jugendfrischen Master Grafen Heinrich Larisch bewogen, der sportlustigen Gesellschaft des gastlichen Schlosses einen Extratag hinter den Hund zu offerieren.

Ja, die Jagd ist los, das hat auch Meister Reinecke erkannt, der dort am Rande des den hochstämmigen, jetzt ziemlich entlaubten Wald umziehenden Grenzgrabens entlang schnürt. Wiederholt schon hat er seinen grimmigen Feinden, den Hund, ein Schnippen geschlagen und er wird das Seinige thun, um ihnen auch heute wieder zu entweichen. Die Lauscher nach rückwärts an den Kopf gedrückt, nach allen Richtungen vorsichtig umheräugend und die buschige Lunte, deren eisgraue Farbe das Merkmal des schlaun erfahrenen Alters bildet, fast zur Erde niederhängend: so trabt er stetig, doch ruhig daher, einem nur ihm bekannten Schlupfwinkel in den Dickungen der benachbarten Felsabhänge zu, die größte Schnelligkeit und die letzte Kraft wohlweislich für den Augenblick der höchsten Gefahr aufsparend.

Wenige Minuten, nachdem das schwache Geräusch verklungen, das der Fuchs im raschelnden Laube verursacht, wird es auf der Waldblöße lebendig. Mit dem hellen Geläut, das dem leidenschaftlichen Fuchsjäger melodischer klingt, als die herrlichste Musik, stürmen die Fuchshunde daher. Zwei, vier, sechs, zwölf Koppeln! Gleichmäßig groß und stark, gut gepflegt und voll des höchsten Jagdeifers, den sie drängend und schiebend und sich gegenseitig die warme Fährte streitig machend bethätigen, erscheinen sie auf der Fläche, dicht gefolgt von dem Master, der mit der Stimme und dem kurzen Horn die Hunde zu immer größerer Schnelligkeit anfeuer. Da verstummt plötzlich der zuverlässige Warrior und wirft den Kopf in die Höhe, auch Rachel und Prosperous, eben noch so fest und sicher auf der Fährte, werden langsamer und geben kein Hals mehr, die übrige Gesellschaft ahmt das Beispiel der Veteranen nach, das eben noch so helle Geläut wird schwächer und hört endlich ganz auf. Das schlaue Wild hat erfolgreiche Widergänge



Meinen Segen über dich und Mathilde — — —



Se. Majestät Kaiser Franz Josef.

Kemler
Baron Karlich,
Oberleutnant
v. Hebenau,
Stapeladjutant.

Graf Georg Karlich.

Hr. Baron
de Zeller,
Graf Karlich.

Se. Gr. Graf
Johann Karlich-
Müntz.

Graf
G. Berchtold.

Graf
Georg
Stodan.

Kemler
Misch
Karlich.

Kemler
Berchtold.

Graf Franz
Giam-Gallae.

Oberleutnant
v. Berchtold,
Chef der Garde-
reiter-Abtheilung.

A. Gr.
Graf
Karlich-
Müntz.

Se. Gr. Baron
Mentel, Ober-
stabsadjutant
Se. Majestät.

Hr.
Alexander
Zajb.



Graf Heinrich Karlich-Müntz (Wasser).

Kaiser Franz Josef auf der Fuchsjagd.

Originalgemälde von Emil Adam. — Autorisierte Holzschnitt-Reproduktion.

gemacht, die Spur ist überschossen, der Master muß sich entschließen, mit Hilfe der beiden Jagdbedienten seine Hunde zusammenzubringen, und schlägt mit der gehorsamen Meute zur Wiederauffindung der Fährte einen großen Bogen nach vorwärts. Die Jagd kommt zu einem Stop, der nach dem scharfen run von mehr als zwei englischen Meilen nicht ganz unerwünscht ist.

Eine kleine, aber gewählteste Gesellschaft, in der auch das zartere Geschlecht durch mehrere kühne und vorzügliche Reiterinnen vertreten, ist den Hunden gefolgt. Allen übrigen voran zeigt Se. Majestät Kaiser Franz Josef auf seinem wunderbar schönen und treuen Blutpferde, Risbärer Zucht, den Weg querfeldein, und nun wissen wir auch, daß die allerhöchste Anwesenheit diesen Extratag zu einem jagdlichen Galatage gestempelt hat.

Bekanntlich galt der hohe Herr schon im Jünglingsalter für einen besonders kühnen und ausgezeichneten Reiter, von dessen Thaten im Sattel der österreichische Hof, wie die Armee sich bewundernd zahlreiche Proben zu erzählen wußten; und bis in das reife Mannesalter hinein hat Kaiser Franz Josef sich die Vorliebe für einen frischen fröhlichen Galopp über Feld bewahrt. Wenn es vergönnt gewesen, einen Blick in den Leibstall zu werfen, der kann berichten von der großen Zahl auserlesener Pferde, die für den persönlichen Dienst des kaiserlichen Herrn bestimmt sind und von demselben auch gehörig in Atem gehalten werden. In Wien gilt das Scherzwort: Der Reitstall des Kaisers ist der beste in Europa, nächst demjenigen der Kaiserin, und dieser Ausspruch ist wahrscheinlich voll begründet. Auch Ihre Majestät ist eine ebenso leidenschaftliche, wie meisterhafte Reiterin, und die beiden allerhöchsten Herrschaften pflegen regelmäßig bei Gödöllö in Ungarn oder in der Nähe von Wien die Fuchsjagden, deren Leitung sich in der sachkundigen Hand des als Reiter und Pferdekennner gleich hochstehenden Grafen Rich Esterhazy befindet, mit ihrem Besuche zu beehren.

Gleich den Angehörigen des Herrscherhauses (denn auch Kronprinz Rudolf ist ein trefflicher Reiter und hirschgerechter Jäger), huldigt die Aristokratie beider Reichshälften dem nervenerfrischenden Sport hinter den Hunden in weit umfassenderen Maße, als dies beispielsweise im Deutschen Reiche der Fall ist. Dazu mag der größere Reichtum und der ausgedehntere Grundbesitz der österreichischen und ungarischen vornehmen Familien das Wesentlichste beitragen, aber die Thatfache bleibt bestehen. Zahlreiche Meuten in allen Teilen der Monarchie bilden während der Herbstwochen ebenso viele Mittelpunkte geselligen Zusammentreffens, in denen „Jagd und Sport“ die Parole des Tages bildet. Unter diesen sportlichen Etablissements nimmt die vom Grafen Lariß-Mönich auf Freistadt in Österreichisch-Schlesien unterhaltene Fuchsmenue einen hervorragenden Platz ein, und deren ganzes „turn-out“ zeigte sich, wie schon erwähnt, im schönsten Glanze an dem Tage, da der Kaiser, von den Truppenmandövern bei Teschen aus, einer Einladung des Jagdherrn Folge geleistet hatte.

Der Monarch mit seinen militärischen Begleitern, dem Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Rohoncz und dem die Gardereiter-Eskadron befehligenden Oberstleutnant v. Bercevicze waren in Uniform. Die übrigen Herren der Jagdgesellschaft, mit Ausnahme des Monsieur Léon Le Tellier, sämtlich der österreichischen Aristokratie angehörig, trugen den leuchtenden roten Rock, und die Damen hatten das dunkelfarbige, enganliegende, kleidsame Reitabit gewählt. Unter ihnen hielt Komtesse Fanny Lariß ihren prachtvollen Schimmel dem Kaiser zunächst, dicht gefolgt von Gräfin Marie Lariß-Wallerjee, die den heftig dahinsürmenden Rappen mit leichter Hand zu zügeln wußte. Gräfin Yetta, Komtesse Miczi Lariß und Komtesse Berchtold verstanden mit Ruhe und Umsicht sich allen Hindernissen zum Trotz einen angemessenen Platz im Jagd Felde zu sichern, und auch Ihre Exzellenz die Frau Gräfin Lariß-Mönich hatte als Schloßherrin von Freistadt an diesem festlichen Tage nicht zurückbleiben wollen. Sie folgte der Jagd mit dem kaiserlichen Generaladjutanten Baron Mondel im Wagen.

Nicht lange und die Hunde haben mit sicherer Nase die Spur ihres Wildes wieder entdeckt. Bowman giebt zuerst Laut; jubelnd fast bestätigen die übrigen seine Entdeckung, und fort brausen sie, zu so dichtem Haufen zusammengeballt, daß ein Tischstuch sie hätte bedecken können. Die Sportsmen aber setzen sich im Sattel zurecht, der Meute durch die dünn zu folgen. Wieder nimmt der ritterliche Kaiser die Spitze, nicht fern davon ist der Jagdherr auf seinem mächtigen Hunter zu erblicken mit leicht vornübergeneigtem Sig, um in langer Jagd sein braves Tier nicht vorzeitig zu ermüden. Auch Graf Georg Lariß bleibt in erster Reihe, während Graf Franz Clam-Gallas mit Fürst Alexander Taxis etwas weiter zurückfolgt und Graf Berchtold wie Graf Georg Stockau einen eigenen Weg einschlagen.

Diesesmal nügen dem Fuchs seine Listen und Klünste nichts. Nach abermaliger scharfer Jagd greift Bella ihn in dem Augenblick, da er in einen Dachsbau schlüpfen will, und ein weiterschallendes Horrido, ho ho! Galali! verkündet das glückliche Ende, bei dem alle Teilnehmer zugegen sind.

Langsam wird der Rückzug nach dem zu Ehren des fürstlichen Gastes prächtig geschmückten Schloße Freistadt eingeschlagen. Von den dort getroffenen festlichen Vorkehrungen vermag ich nichts zu berichten, denn ich war leider nicht dabei. Vielleicht sind auch verschiedene der geschilderten jagdlichen Einzelheiten nicht mit völliger Treue wiedergegeben. Aber wenn der Chronist die Jagdereignisse an jenem demütigen 19. Oktober 1880 nicht sofort an Ort und Stelle niederzuschreiben konnte, so hat dafür der Stift des Künstlers mit genialer Sicherheit ein Bild derselben auf der Leinwand festgehalten.

Emil Adam, der rühmlichst bekannte Pferde- und Jagdmaler, weilte als Gast des Grafen Georg Lariß im nahen Schloße Pierina und konnte im Auftrage des Herrn von Freistadt das später in den Besitz Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef übergegangene lebensvolle und als eine der besten Schöpfungen des Künstlers anerkannte Bild malen, von dem der „Bazar“ seinen Lesern umstehend eine wohlgelegene Nachbildung bietet.

Herrmann Vogt.

Mariele.



üße Milch in meinen Kannen,
Aber sauer ist mein Weg;
Früh vor Tage durch die Tannen
Wand' ich auf dem steilen Steg.

Ach und komm ich an die Schmiede,
Wo am Brunnen die Häseln stehn,
Brennt mich was im Augenside,
Muß mich schnell zur Seite drehn.

Wohl die Funken seh ich ja gen,
Und der Hammer dröhnt und schallt,
Keiner hat so schön geschlagen,
Wie mein Schatz, der Schmied am Wald.

Freilich, manch ein guter Volzen,
—
Und es macht ihm wenig Gram, —

Ist ihm auf dem Herd zerschmolzen,
Wenn ich just vorüberkam.

Reichte kühle Milch dem Heißen,
Und er hat sie nicht gepart:
Lachend strich er sich die weißen
Tropfen aus dem braunen Bart.

Alles hätt' ich gern gegeben,
Keiner sprach so schönen Dank.
„Grüß dich Gott!“ und durch die Reben
Ward der Weg dann nimmer lang.

Lange noch auf meiner Wange
Feuersglut der Esse lag,
Und gesellig klang noch lange
Hinter mir sein Hammerschlag. —

Jetzt — der Pfirsich an der Mauer
Steht in Blüten rosenrot,
Aber mir in meiner Trauer
Sind die Blüten taub und tot.

Tropfen sind im Brunnen viele,
Mancher thut mir freundlich gar, —
Aber niemand ruft „Mariele!“
Wie er rief vor einem Jahr.

Aus dem Land ist er gegangen,
Übers Meer, zu Schiffe weit; —
Weiße Milch und weiße Wangen,
Saurer Weg und saures Leid.

Ilse Frapan.

Bur Ästhetik der Mode.

Vorurteilslose Briefe an eine Freundin von Hans Schliepmann.

I.

Berehrteste Freundin!

Es ist hart, daß trotz aller Humanitätsbestrebungen noch immer des vorsichtigen Pharaos Amasis Sprüchlein von des Lebens ungemischter Freude zu Recht besteht! Auch mir ist sie nicht zu teil geworden — trotz Ihrer Nähe. — Ist es ein Wunder, daß ich mit einem Seufzer anhebe, da ich wieder hauptstädtische Luft atme, während Sie noch im herrlichen Baden-Baden an der Seite Ihres vortrefflichen Herrn Gemahls die wenigen Sonnentage dieses mißratenen Sommers erwarten wollen?

Und ist es Vermessenheit, wenn ich Ihnen gestehe, daß

auch aus jener herrlichen Zeit noch ein Tröpfchen Bitternis im Gemüthsleben meiner Erinnerungen zurückgeblieben ist?

Gesteh' ich's nur gleich, damit Sie mich nicht für undankbarer halten, als ich bin, daß es jenes gefährliche Versprechen ist, welches mir Ihre lachenden unwiderstehlichen Augen entlockten! Sie kennen es vielleicht nicht einmal mehr; aber mein Gewissen läßt mich auch darin keine Absolution erblicken!

Gedenken Sie noch des herrlichen Tages, da wir aus den Ruinen der Burg Hohenbaden auf das unvergleichliche Panorama zu unseren Füßen schauten? Den dichtbewaldeten Abhang hinab trug uns das Auge über die weißschimmernde Stadt mit dem krönenden Schloße zur Linken, den Kuppeln, Türmen im Grunde und rechts über die ferne Ebene mit dem Silberstreifen des Rheines bis zu den düstigen Umriffen der Vogesen. „Herrliches Badenerland“ riefen Sie, in Begeisterung einen Schritt zurücktretend. Aber da folgte ein leiser profaischer Schrei, ein Geräusch zerreißenen Stoffes, und wir fanden uns, mitten in aller Herrlichkeit, doch der gemeinsten Prosa gegenüber: Ein garstiger Nagel hatte den heillossten Riß in das Wunderwerk Ihres leuchtenden Sommerkleides gemacht!

Zum Schaden kam der Spott Ihres Herrn Gemahls, der sich mit bestem Humor in den altbekannten Angriffen auf die Thorheiten der Mode erging, welche natürlich auch an diesem Unheil schuld waren! —

Was thut nicht ein bewundernder Junggeselle, um einer lebenswürdigen Dame zu Diensten zu sein? So warf ich mich denn gegen die schneidige Logik unseres vortrefflichen Kurt zum Verteidiger seiner jungen Frau und so auch zu dem der Mode an.

Wissen Sie noch, wie viel wir dann in tollem Übermut drunten unter den Buchen beim kühlen Rüdeshheimer gelacht und Paradoxen aufgestellt haben? — Ja, es war allerliebste; doch, da kam der Augenblick, wo Sie, etwas ernster werdend, eine kurze Abwesenheit Kurts benutzten und mit drolligstem Schippen sagten: „Sehen Sie, das ist die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen mir und meinem Manne, daß Kurt mich immer nur ‚vernünftig‘ gekleidet haben will, und daß ich mich gern pudel! Die Mode ist für ihn immer Dummheit, ganz gleich, ob ich sie mit chic oder bis zur Lächerlichkeit mitmache.“

Da thut er aber sehr unrecht, versicherte ich ernsthaft.

„Ja, das fühle ich auch — aber ich kann's ihm nie klar machen! — O, und Sie wollen mich mit Ihrem falschen Kennerblick jetzt auch nur wieder in eine Falle locken!“

Sehen Sie, das war der Augenblick, wo mein Tropfen Bitternis in den Rüdeshheimer fiel! Denn da ließ ich mich zu den feierlichsten Versicherungen verleiten, daß ich auch aus der Mode eine große Portion Vernunft herausbeweisen wollte, und ließ mich von Ihnen beim Worte nehmen, daß ich diesen Beweis auch wirklich antreten würde!

Nun sitze ich da und fühle mich wie ein Alchimist, der wirklich einmal ohne langes Fackeln das versprochene Gold in seinem Tiegel hervorrufen soll; denn es ist kein Geringeres, die bestgeschmähete Eigenthümlichkeit des Menschen, die Mode, zu goldiger Vernunft auszumünzen!

Doch ich habe es versprochen und will wenigstens all die Eliziere und Scheidewasser, die ich zur Verfügung habe, aufwenden, um Ihnen einige Zuversicht in die Berechtigung der Mode zu geben, indem ich diese verwickelte und fast so schwer wie das Weib selbst zu enträtselnde Erscheinung einmal vorurteilslos betrachte.

Sie wissen, Ihr Herr Gemahl ist nicht der einzige Feind der Mode; vielmehr lassen sich aus allen Zeiten, in denen man den Körper zu schmücken suchte, die besten Namen fast in den Reihen jener finden, und Kurt hat mit besonderem Nachdruck noch auf unseren unvergleichlichen Friedrich Bischof hingewiesen, der „auch Einer“ von denen war, welche mit Geißeln und Skorpionen der armen Mode zu Leibe gingen.

Soll ich nun gegen so viele Größen und gegen ihn, der Größten einen, zu Felde ziehen? — Ich würde schwerlich Sieger bleiben! Aber eine kleine diplomatische Grenzregulierung werden sich vielleicht sogar die Erzmodeseinde gefallen lassen müssen, wenn ich ihnen nachzuweisen vermöchte, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütten.

Jene kämpfen meines Erachtens mit Grund nur gegen Modenarrinnen — und, verzeihen Sie das harte Wort, auch ich glaube bei all meiner Verehrung des holden Geschlechtes an diese verirrtten Schönheitspriesterinnen! — aber auch da vielleicht wieder nicht mit Grund, denn ich bin auch ferner sogar so grob, zu behaupten, daß man sich nicht für mehr als für Götter halten soll, die bekanntlich gegen eine gewisse, leider nicht ganz sparsam verbreitete Eigenschaft auch noch vergebens kämpfen.

Wo wäre eine menschliche Einrichtung, an der sich nicht Schattenseiten aufdecken ließen? Aber man macht bei der Mode diese Schattenseiten zum Wesen, während man das eigentliche Wesen verkennt.

Ich gebe den Modeseinden sogar soweit nach, daß ich anerkenne, unsere Damen tragen heutzutage — wie vielleicht zu allen Zeiten! — nicht gerade allzuviel dazu bei, diese eigentliche Erkenntnis zu erleichtern. Ich sehe aber doch in so vielen Kreisen bereits ein selbständiges Geschmacksgefühl, daß ich nicht zweifle, unsere Damen würden dem Sinne der Mode weit mehr gerecht werden, wenn sie nur erst den Mut der Überzeugung gewönnen, daß sie auch bei der Mode gar nicht gleich alle Vernunft über den Haufen werfen müssen und daß sich vieles durch mehr als ein kapriziöses „Ich will's mal so!“ beweisen läßt.

Wenn ich Ihnen — und vielleicht auch einigen Ihrer lebenswürdigen Amuttschwester — dieses bischen Aberglauben in einen leidlich vernünftigen Glauben verwandeln könnte, so wäre ich schließlich königlich dafür belohnt, daß ich in der noch halb ausgestorbenen Großstadt Briefe über eine der unberechenbarsten und gefürchtetsten Herrscherinnen in die Ferne senden muß, um Ihnen die unweigerliche Lehnstreue gegen eine beständigere und hoffentlich langmütige Königin zu beweisen. Gestatten Sie, daß ich mit dieser Versicherung für heute schliesse, übermüdet von der Größe meiner Sendung — ich meine sowohl die postalische als die ästhetische — und auch der meiner Vereinsamung, und daß ich demnächst ohne ferneres Brimborium Ihnen die Ansichten vortrage

Ihres ergebensten

H. S.



Eine fürstliche Piederkomponistin.

Prinzessin Maria Anna von Preußen, Herzogin zu Anhalt, ist im Deutschen Reiche und besonders in dessen intelligenter Hauptstadt eine allbekannte, vielbewunderte und verehrte Persön-

lichkeit. Allerdings nicht unter diesem Namen, denn der altpreussischen Etikette gemäß tragen die vermählten Fürstinnen des deutschen Kaiserhofes den Namen ihres erlauchten Gemahls ähnlich wie einen Familiennamen. Bei sämtlichen Gelegenheiten des öffentlichen Lebens, in den offiziellen Hofberichten und auch in den Zeitungen wird also die hohe Frau als „Prinzeß Friedrich Karl“ aufgeführt, und daran hat sich wenigstens das größere Publikum so gewöhnt, daß die meisten Menschen erst überlegen müssen, wer denn eigentlich gemeint sei, sobald sie den wirklichen Namen der Prinzessin vernahmen.

Die hohe Frau erblickte am 14. September 1837 zu

Dessau, als die jüngste Tochter des damals regierenden Herzogs Leopold und der Herzogin Friederike, geborenen Prinzessin von Preußen, das Licht der Welt. Prinzessin Maria Anna ist also nicht nur durch ihre Heirat, sondern auch schon durch ihre Geburt dem preussischen Königshause anverwandt, und zwar im doppelten Grade. Kaiser Wilhelm ist der Oheim der Prinzessin durch zwiefache Abstammung, denn König Friedrich Wilhelm III. war ihr rechter Großonkel, und die Königin Luise — als Schwester der einstigen Prinzessin Louise von Preußen, später wiedervermählten Fürstin Solms und nachmaligen Königin von Hannover — ist ebenfalls ihre richtige Großtante.

Die Grazien legten der Prinzessin Maria Anna alle wünschenswerten Glücksgüter und die verschiedenartigsten Talente als freundliches Angebinde in die Wiege. Zuerst das vornehmste Geschenk der Weiblichkeit, die Schönheit! Unsere Phantasie ist so vorzugsweise geneigt, dieselbe auf den olympischen Höhen der Menschheit heimisch zu finden, daß man den Anblick einer weniger hübschen Prinzessin fast als eine ärgerliche Disharmonie empfindet. Eine derartige Enttäuschung mutet uns nun die hohe Frau durchaus nicht zu, denn sie stellt fast das Idealbild einer liebreizenden Prinzessin dar. Seit Jahren ist sie die schönste Fürstin des Berliner Hofes, noch gelang es keiner der jüngeren weiblichen Blüten vom prächtigen Hohenzollernstamme sie durch Anmut und Majestät der Erscheinung zu überstrahlen.

Hervorragende Begabung besitzt die Prinzessin für die Malerei. Sie hat namentlich viel Talent für Lichteffekte. Ihre Motive entnimmt sie meistens dem Interieur, und ob sie nun einen schönen alten Saal aus historisch interessantem Schlosse, oder eine beneidenswert eingerichtete Küche mit blankem Messing- und Kupfergerät aus schlichtbürgerlichem Hause malt, stets erteilt sie der Beleuchtung eine wirkungsvolle Hauptrolle. Die Sonnenstrahlen müssen ihr auch helfen, die Staffage zu erheben für die einsamen großartigen Schloßgemächer, deren steife schwere Pracht sie meisterlich wiedergibt. Mit Energie und Grazie schafft sie dem Licht Eintritt in die offenbar lange zuvor verschlossen gewesenen Räume. Entweder sie zieht von einer geöffneten Balkonthüre den franzenbesetzten Vorhang zurück, oder sie malt ein riesengroßes ausgenommenes Bogenfenster, vor dem draußen die grünen Zweige des Schloßgartens, von der Mittagssonne vergolbet, im Winde sich wiegen. Da kommen Licht und Zug gleich hübsch gefellig vereint in die geheiligten Hallen, lassen es sich wohl sein in der verstaubten Herrlichkeit, und die Sonne streut dreiste Reflexe auf das spiegelglatte Fürstsparkett und tanzt mit Schallesblitzen über die wundervollen Gewebe und noch schöneren Farben einer längst verfloffenen Periode dahin. Fast könnte man auf

„Mit schwarzen Segeln.“

Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, komponiert von Maria Anna, Prinzessin von Preußen, Herzogin zu Anhalt.

(Bisher nur als Manuskript gedruckt und mit Bewilligung der hohen Komponistin im „Bazar“ hierdurch veröffentlicht.)

Mit schwarzen Se - geln se - gelt mein Schiff wohl ü - ber das Meer, das wil - de Meer.

mf *espress.* Du weißt, wie sehr ich e - lend bin, und kränkst mich doch so

sehr, dein Herz ist treu - los wie der Wind, und flat - tert hin und her. Mit schwarzen Se - geln

se - gelt mein Schiff wohl ü - ber das Meer, das wil - de Meer.

dim. *p*

den Gedanken kommen, die Prinzessin hätte ihrem künstlerischen Sinnenleben eine symbolische Bedeutung untergelegt, als beabsichtigte sie durch ihn eine Verfinnlichung des modernen Lebens darzustellen und hätte ihn in dieser Auffassung als interessante Folie neben die stumme Majestät der Vergangenheit gemalt.

Einem kleinen geweihten Kreise ist außerdem nicht vor- enthalten geblieben, daß die Prinzessin sehr hübsche Gedichte macht, trefflich belesen ist und namentlich den Erzeugnissen der modernen Litteratur das lebhafteste Interesse entgegenbringt.

Überwiegend ist trotz alledem die Passion der Prinzessin für die Musik. Lange Zeit war die hohe Frau fast tägliche Besucherin der Oper, sie galt als freundliche Mäcenatin junger Kunstnovizen Polyhymnias und sowohl die Prinzessin als auch ihr verstorbener Gemahl, Prinz Friedrich Karl, zeichneten mit Einladungen zu ihren interessanten geselligen Abenden, die entweder in der Winterwohnung des königlichen Schlosses zu Berlin, später in prachtvoll ausgebauten eigenen Palais am Zietenplatz, oder in den Sommerresidenzen Glienicke und Dreilinden bei Potsdam stattfanden, vorzugsweise solche Persönlichkeiten aus, die in stande waren, künstlerische Leistungen zu bieten. Auch ist die Prinzessin selbst Virtuosa auf dem Flügel und im Gesange. Dennoch gewährte es den Meisten eine Überraschung, zu vernehmen, daß sie auch produktiv musikalisch sei. Man erfuhr dies durch eine Sammlung von Liedern, welche die Prinzessin in zwei Hefen verteilt als Manuskript drucken ließ und vielfach hübsch verschenkt.

In Dessau freilich war das produktive Talent der Prinzessin schon lange kein Geheimnis mehr. Der weit über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus geschätzte Hofkapellmeister Klughardt dortselbst war ihr Lehrer gewesen und der unvergleichliche Baritonist Oskar Krebs hatte die Lieder dort zuerst vorgesungen mit jenem feinen künstlerischen Verständnis und jener hohen musikalischen Bildung, die notwendig sind, um die Kompositionen der Prinzessin zur richtigen Geltung zu bringen. Denn obgleich die Lieder — unter denen sich auch zwei schöne Balladen befinden — sehr melodios sind, dabei in keiner Art moderner Verzwicktheit hübligen und noch weniger unnütze Schwierigkeiten aufweisen, sind sie doch gar nicht leicht zu singen. Zu ihrer Charakteristik möge z. B. dienen, daß ein Künstler zweiten Ranges in stande ist, sie zu verunglimpfen, während ein Dilettant ersten Ranges sie oft am besten singt. Denn der Virtuose läßt sich meist verleiten, falsche Effekte hineinzulegen, wozu der Dilettant gewöhnlich zu bescheiden ist. Der erstere hat auch schon meist eine feste Manier und singt überall nur sich selber. Der kunstgebildete Dilettant aber, vorausgesetzt, daß er Stimme genug und auch eine Seele besitzt, versteht meistens am selbstlosesten den Komponisten wiederzugeben. Und das ist das Günstigste, was den Liedern der Prinzessin geschehen kann; sie müssen eben genau gesungen werden, wie die hohe Komponistin sie geschrieben hat, mit ihrer ganzen poetischen Originalität, ihrer einfach wahren Steigerung und ihrer schönen Stimmung. Die Lieder sind oft hochdramatisch, stets sehr fließend und natürlich von Melodie, dabei anmutig und interessant im Wechsel der Harmonien. Die Verbindung von Wort und Ton ist eine sehr enge und verrät viel unmittelbares Talent. Eine sehr schätzenswerte Rolle spielt die Begleitung, sie ist stets geschmackvoll und niemals müßig. Überhaupt haben die Kompositionen gar keine Schwulstigkeit, sie sind das Gegenteil der Trivialität und dabei sehr selbständig, von irgendwelcher musikalischen Anleihe ist nicht im allerentferntesten die Rede. Man kann nur aufrichtig wünschen, daß die hohe Komponistin sich durch den Erfolg ihrer Lieder angeregt fühlen möge, neuen Mut zu ferneren Produktionen fasse und fleißig weiter schaffe.

Arthur von Loy.

Nachdruck verboten.

Frauen-Leben und Streben.

Von dem Aufschwunge, welchen in den letzten Jahren das lange ersehnte, hier und da durchaus gehinderte Universitätsstudium der Frauen genommen, geben nachfolgende Data ebenso überraschende wie interessante Kunde.

Schweiz. Der zehnte Teil der Studierenden an der Universität Zürich ist weiblichen Geschlechts, und zwar studieren 29 Medizin, 14 Philosophie und 2 Nationalökonomie. Bemerkenswert ist, daß jetzt 10 Studentinnen ihrer Nationalität nach Schweizerinnen sind, während in früheren Jahren die eingeborenen Mädchen und Frauen sich fast völlig vom Universitätsstudium zurückhielten. — Am Polytechnikum zu Zürich erreichte die Zahl der regulären weiblichen Studierenden (b. h. solcher, die sich für einen bestimmten Beruf an den Fachschulen immatrikulieren lassen) bis jetzt nur die Ziffer 10, wovon 5 auf die chemisch-technische Abteilung, 1 auf die landwirtschaftliche, 4 auf die Fachlehre (naturwissenschaftliche Sektion) kommen; 3 gehören der russischen, 2 der deutschen Nation an. Gegenwärtig studieren davon noch 3. — Daneben ward auch die Freischülerabteilung von Damen frequentiert, die bloß einzelne Kurse allgemeiner Bildung (moderne Sprachen, Litteratur, wohl auch Figurenzeichnen, Aquarellmalen) mitmachen. Die Zahl derselben variierte jedes Semester zwischen 15 und 25. Eigentliche Studierende sind das nicht. Offiziell wird diese Kategorie Studierender „Auditoren oder Zuhörer“ genannt.

England. In der Londoner Medizinischen Schule für Frauen beläuft sich gegenwärtig die Zahl der weiblichen Studierenden auf 48. — Die königliche Hochschule für Wundärzte in Dublin, in welcher etwa vor Jahresfrist der Antrag zum Beschluß erhoben wurde, Frauen zur Erlangung der akademischen Grade zuzulassen, gestattet ihnen nunmehr auch die Teilnahme an den Vorlesungen. Die weiblichen Studenten besuchen dieselben Klassen wie die männlichen, mit Ausnahme der Anatomie. Diese Einrichtung ist vom größten Vorteil für die lernbegierigen jungen Irlanderinnen, da sie nun nicht mehr nötig haben, die großen Kosten aufzuwenden, welche mit dem Besuch der Londoner Universität für sie verknüpft war. Die Vorbedingungen für die Zulassung zum Studium sind, was übrigens selbstverständlich, für männliche und weibliche Studenten ganz gleich; für die letzteren ist auch ein Hospital zur praktischen Erweiterung ihrer Kenntnisse eröffnet.

Rußland. Die erste Universität für Frauen wurde am Ende des Jahres 1865 in Petersburg eröffnet, zu der Erbauung sind Mittel aus allen Teilen Rußlands und von vielen im Ausland wohnenden

Russen beigegeuert worden. Hierdurch wurde eine Stätte der höheren weiblichen Erziehung in Rußland gegründet, die um so erwünschter war, als in der letzten Zeit keine medizinischen Studentinnen auf der Universität mehr angenommen wurden. — Das Gebäude selbst ist äußerlich sehr ansehnlich und entspricht vollkommen seinem Zweck. In demselben befinden sich sechs Hörsäle, zwei von diesen sind amphitheatralisch gebaut und können 300 Hörer aufnehmen, während die übrigen 4 nur je 150 Studenten Platz geben; außerdem befindet sich daselbst ein Laboratorium, ein anatomischer Saal, dem ein weiblicher Doktor vorsteht, und eine Bibliothek, sodaß eigentlich sieben Hörsäle: für Anatomie, Physiologie, Mineralogie, Zoologie je einer und drei physikalische sind. Den ersten Schritt für eine Frauenuniversität in Rußland that Frau Conradi 1867 auf der ersten Naturforscherversammlung in Petersburg, indem sie in einem Briefe die Notwendigkeit einer solchen Bildungsstätte für Frauen nachwies. — Im Herbst 1868 wurde dem Ministerium eine von 400 Unterschriften bedeckte Petition um medizinische Kurse für Frauen überreicht. — 1870 wurde den Frauen gestattet, an den medizinischen Kursen der Universität teilzunehmen. Eine der Zuhörerinnen, Frau Rothstremy schenkte zur Förderung dieses Zweckes 20 000 Rubel. — 1873 wurde die Erlaubnis aufgehoben, doch später gab die Regierung die Erlaubnis, medizinische Kurse für Frauen unter der Bedingung einzurichten, daß ein Professor die Verantwortlichkeit übernehme. Dies that Professor Bestorjew-Rimu. Frauen beschafften die Mittel, gründeten zu diesem Zwecke ein Komitee und hatten einen so günstigen Erfolg, daß 1878 der Anfang zu einer Frauenuniversität gemacht wurde, die in zwei Abteilungen zerfiel, in eine philologische und in eine physikalisch-mathematische. Von den Damen, die die Universität ganz durchmachten, wurden mehrere zu Assistenten der Professoren ernannt, von denen jetzt Fräul. Serobinskij (Physik), Fräul. Schiff (Mathematik), Fräul. Dawidoff (Chemie) und Fräul. Rossysky (Geologie) fest angestellt sind. — Der Verein, welcher das Universitätsstudium fördert, heißt: Gesellschaft für Interessen des höheren Unterrichts für das weibliche Geschlecht.

Frankreich. Studentinnen der Medizin in Paris. Aus dem Bericht der medizinischen Fakultät von Herrn Beclart erfahren wir, daß in Paris unter 4000 Studenten der Medizin 103 Frauen sind. Darunter 8 Französinen, 1 Kürtin, 1 Indierin, 3 Österreicherinnen und 76 Russinnen. Seit 7 Jahren sind in Paris 25 Doktor diplome an Frauen erteilt worden. Die Gegenwart der Studentinnen hat bis jetzt weder zu disciplinären noch moralischen Inkonvenienzen geführt, aber die Fakultät ermutigt die Frauen durchaus nicht, Medizin zu studieren, und möchte lieber, daß diese Krankenpfleger und Hebammen würden, um den Männern keine Konkurrenz zu machen. In Paris studieren 6 junge Damen Astronomie.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Oktober“.



Fig. 1.

einer 6 Cent. breiten, in Faltfalten geordneten Brust von gleichem Stoff begrenzt und auf den Vorder- und Seitenbahnen mit einem bis zum oberen Rande reichenden, 228 Cent. weiten, in Faltfalten geordneten Volant von abgeschattiertem braungefärbtem Seidenreps, mit schmalen Plüschstreifen, ausgestattet und die hintere Rockbahn mit einem à plissé gefalteten, 42 Cent. hohen Volant von braunem satin merveilleux garniert. Das hinten in Faltfalten geordnete Überkleid aus letzterem Stoff ist vorn mit einem gleichfalls gefalteten Lappenteil von hellbraunem satin merveilleux, sowie mit Ärmeln von gestreiftem Seidenreps und mit einem Stehragen und Ärmelrevers von braunem satin merveilleux versehen; außerdem ist daselbst hinten an dem rechten Seitenrande auf der Rückseite mit gestreiftem Stoff besetzt und der Abbitdung entsprechend mit Basementieren von hellbraunem Perlen, brauner Seiden-, sowie Goldschur verziert. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Fig. 2.)

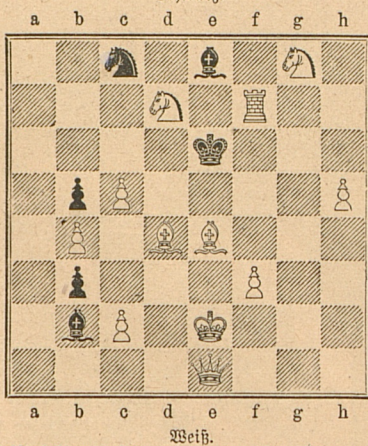


Fig. 2.

Schach.

Aufgabe Nr. 185.

Motto: „Ars longa, vita brevis!“
Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 183 Seite 372.

Weiß.

1. K a 8 — a 7.

Schwarz.

1. Beliebig anders.

Weiß.

2. D. oder S. matt.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Rätselhafte Verwandtschaft.

Von C. G. d. in M.

An einer Tafel sitzen zwei Familien beisammen, nämlich Herr Müller mit seiner Gattin, seiner Tochter, seinem Sohn, seinem Schwiegervater, seinem Schwager, seinem Schwiegersohn, seinen zwei Enkeln, Herr Schulze mit seiner Gattin, seiner Tochter, seinem Sohn, seinem Schwiegervater, seinem Schwager, seinem Schwiegersohn, seinen zwei Enkeln.

und doch sitzen im Ganzen nur 6 Personen am Tisch. Wie ist dies möglich?

Alle Abonnentinnen, die gern etwas „recht Schwieriges“ erraten wollen, mögen sich an der Lösung dieser Aufgabe beteiligen.

Die Red.

Auflösung des magischen Buchstabenquadrats Seite 372.

E	M	A	I	L
M	U	L	D	E
A	L	A	U	N
I	D	U	N	A
L	E	N	A	U

Auflösung des Trug-Rätsels Seite 372.

Büglelesien.

Korrespondenz.

Zuschriften aus Abonnententreisen finden fortan nur dann Berücksichtigung, wenn sie vollständige Post-Adresse und Abonnenten-Legitimation der Brieffreiber enthalten. Anonyme Briefschaften werden nicht mehr beachtet werden.

Haushalt und Küche. C. J. Die in Berlin unter dem Namen Reis à la Smyrna bekannte Reispeise wird nach folgendem Rezept bereitet. Man nimmt dazu ¼ Kilo Reis, 200 Gramm Zucker, 125 Gramm Butter, 125 Gramm Sultanzörsinen, 125 Gramm würfelig geschnittenes Citronat, ½ Liter Sahne, ½ Liter Schlagjahn. Der Reis wird gereinigt, in Wasser ein paarmal aufgekocht, dann mit der Sahne, ein wenig Salz, einer halben Stange Vanille nicht zu weich ausgequollen. Ehe er vollständig weich, fügt man Butter und Zucker hinzu, läßt ihn noch so lange auf dem Feuer, bis er wieder dick geworden ist. Sobald der Reis erkaltet ist, nimmt man die Vanille heraus, mischt Schlagjahn, die gereinigten, mit dem Citronat zusammen in etwas Weißwein und Zucker ausgequollenen Sultanzörsinen dazu, rührt den Reis auf einer runden Schüssel in Form eines Fingers hohen runden Kuchens an, überzieht ihn mit einer Wasser-Masse aus 6 Eigelb und 200 Gramm Zucker, spritzt vermittelst einer Düse ein Gitter darauf und trocknet die Wasser-Masse im Wärmepind hellgelb. Beim Anrichten füllt man die Teller des Gitters mit Apritosen-Marmelade und giebt den Reis ohne Sauce. — Fr. W. in L. Die Frucht der Eierpflanze (französisch Aubergine) reift in unseren Breiten nur ausnahmsweise. Sie bildet in südlichen Himmelsstrichen ein beliebtes Gemüse und wird in Italien, Südfrankreich und der Türkei häufig angebaut. Die Eierfrüchte sind, je nach der Art, verschiednen gefärbt: weiß — und sehen dann einem Hühnersei sehr ähnlich — oder von mehr gurkenartiger Form, violett, gelb oder rot. Die violette Frucht ist die beste, dann folgt die weiße. Beide werden sowohl als Gemüse wie in Form von Salat gegessen. In Triest wurde nur die violette Eierfrucht in dünne Streifen geschnitten und wie Brochböhnen in Fleischbrühe gekocht und mit etwas braunem Mehl bedeckt, als Gemüse vorgelegt. Bei dem leichtem Verkehr, in dem Deutschland zur Zeit mit dem fruchtreichen Italien befreundet ist, es jedenfalls billiger und sicherer, die Eierfrucht durch ein mit Süßfrüchten handelndes Geschäft (in Berlin z. B. durch A. Schäfer, Leipzigerstraße 102) zu beziehen, als den Anbau zu versuchen; reifen mitunter die Früchte bei uns auch, so sind sie doch häufig bitter. Im ganzen besitzt die Eierfrucht einen saden Geschmack, der ihr durch die Zubereitungsart genommen werden muß. In Webers Universal-Lexikon der Kochkunst finden Sie Rezepte zur Herstellung von gebackenen, gefüllten, auf dem Roß gebratenen Eierfrüchten, ferner zu Salat mit und ohne Tomaten-Sauce. Nachstehendes Rezept zu gefüllter Eierfrucht ist der Zeitchrift die „Küche“ entnommen. Es lautet: Die Eierfrüchte werden halb durchgeschnitten, mit einem Kartoffelbohrer ausgehöhlt, so daß die Schale etwa einen halben Centimeter dick bleibt, dann streut man etwas Salz über und läßt das Wasser auf einem Siebe ablaufen. Das herausgenommene Innere wird fein gehakt, in einem Tuche trocken ausgepreßt und mit ebensoviel gehackten Zwiebeln in Butter auf dem Feuer gerührt, bis es trocken geworden ist, dann fügt man einen Löffel voll geriebener Semmel, einige Löffel Brühe, Salz und Pfeffer hinzu, läßt alles zusammen kurze Zeit tochen, zieht es mit 3 bis 4 Eigelben ab und fügt gehackte Petersilie, sowie das eingehackte Fleisch von 2 Sardellen hinzu. Mit dieser Masse füllt man die Eierhälften, nachdem man sie abgetrocknet und kurze Zeit in Butter geschwitzigt hat und streut geriebene Semmel über. Hierauf werden die Eierhälften nebeneinander in ein flaches Geschirr gelegt, in welchem man etwas Butter geschmolzen hat, und im Ofen in 30 bis 40 Minuten weich gebacken. Man giebt sie ohne Sauce, kann sie auch mit einem beliebigen Fleischsüßling füllen. — Dr. J. D. in Gr. Das ist doch zunächst Geschmackssache! Im allgemeinen soll man jedem Material auch im Antrich seinen Charakter lassen, so werden also hölzerne Thüren und Fensterrahmen richtiger holzfarben als weiß anzustreichen sein. — N. B. in M. Ein Roggenmehl, welches nach dem Verbacken ein dunkles blau- oder violett-schwarzes Brot giebt, kann gesundheits-schädlich werden und ist für den Genuß zu verwerfen. Eine solche Färbung rührt von Unkrautsamen her, das in nachlässig gereinigtem Getreide verblieben ist, besonders von Hahnenkam und Wachtelweizen.